

Bischof
Dr. Felix Genn

Predigt
am Dreifaltigkeitssonntag, dem 26. Mai 2024,
in der Markus-Kirche in Bedburg-Hau
aus Anlass des 900-jährigen Jubiläums

Lesungen vom Dreifaltigkeitssonntag im Lesejahr B: Dtn 4,32-34.39-40;
 Röm 8,14-17;
 Mt 28,16-20.

Liebe Schwestern und Brüder im Glauben,
liebe junge Mitchristen!

„So ihr mich denn von Herzen suchet, so werde ich mich finden lassen, spricht unser Gott“ (Jer 29,13-14). Sie alle, liebe Schwestern und Brüder, wissen, was ein „Ohrwurm“ ist, wenn eine Melodie einem nicht mehr aus Kopf und Herz geht und man sie immer wieder oft im Laufe eines ganzen Tages nachsummt. Auch diese wunderbare Komposition von Bruckner, die der Chor eben gesungen hat, in Erinnerung, dass dieses Haus Gottes Ort des Himmels ist, von Gott gemacht - diese Gemeinde. Auch das kann ein „Ohrwurm“ sein.

Bei mir ist dieser erste Vers, den ich zu Beginn meiner Verkündigung heute gesagt habe, der Ohrwurm, der mir seit gestern Abend durch das Herz und durch den Sinn geht. Ich konnte anlässlich einer Bach-Woche in der Stadt Münster gestern Abend an einem großartigen Konzert in unserem Dom teilnehmen. Dort wurde – wie manchen von Ihnen vielleicht bekannt – das Oratorium „Elias“ von Felix Mendelssohn Bartholdy aufgeführt. Ziemlich am Anfang singt der Tenor das Wort: *„So ihr mich suchet von ganzem Herzen, so will ich mich finden lassen, spricht unser Gott.“* Das möchte ich als Ouvertüre der Verkündigung, die ich Ihnen heute Morgen schenken will, als Wort in unsere Mitte geben. Was für ein Wort, liebe Schwestern und Brüder, dass Gott selbst sagt: *„Wenn ihr mich denn von Herzen sucht, werde ich mich finden lassen.“* Die Frage nach Gott ist sicher nicht so selbstverständlich, wie es zu der Zeit war, als dieses Prophetenwort gesprochen worden ist. Viele Menschen, das wissen Sie selbst, zweifeln daran, dass es überhaupt Gott gibt.

Wir haben in diesem Jahr auch das Gedenken an den großen deutschen Philosophen Immanuel Kant zu begehen, der im Grund genommen gesagt hat: Ein Philosoph, oder wir mit unserem Denken, können Gott nicht beweisen. Wir können aber auch nicht beweisen, dass es ihn nicht gibt. Was heißt das? Wie ist es mit Gott? Ist die Gottesfrage hinfällig geworden? Und was fehlt, wo Gott fehlt? Fehlt da etwa etwas, oder ist das nichts? Ist es nicht so in unserem Land, dass viele Menschen überhaupt nicht das Gefühl haben, dass ihnen etwas fehlt, wenn sie nicht mehr an Gott glauben? Und wie gehen wir als gläubige Christen mit dieser Wirklichkeit um? Vielleicht kennen wir auch diesen nagenden Zweifel?!

Liebe Schwestern und Brüder, natürlich: Wir können unendlich viel konstruieren, wir können unendlich viele Probleme lösen. Welchen gewaltigen Fortschritt macht die Technik, und da ist noch nicht ein Ende abzusehen, auch wenn die Folgen – denken Sie nur an den Klimawandel und die Umweltzerstörung – durchaus eine Herausforderung darstellen und uns befragen, wie wir mit unserer Welt, mit unserer Natur, mit unserer Umwelt umgehen. Und: Bei aller Ablehnung oder bei allem Zweifel, bei aller Skepsis gegenüber der Gottesfrage, und erst recht gegenüber dem Bekenntnis der Christen, bleibt doch im Menschen immer eine gewisse Unruhe und eine tiefe Sehnsucht, die weit über das hinausreicht, was ich selber begreifen, was mein Leben ausmachen kann. Man kann vielleicht so sagen: Die Natur, die wir auch sind, zu der wir gehören, wird im Augenblick, wo der Mensch da ist, aufgeweckt, und sie schaut über sich hinaus, weil sie fähig wird, sich selbst zu bedenken und über sich selbst nachzudenken. Das kann kein anderes Geschöpf in der Natur. Und in dem Augenblick greift der Mensch aus nach etwas anderem, das außerhalb seiner selbst und möglicherweise höher als er selbst ist.

Liebe Schwestern und Brüder, was haben die Vorfahren hier in Bedburg-Hau, was haben Sie in Ihrer Generation getan? Sie haben wahrscheinlich wenig philosophiert. Dafür war das Leben vor 900 Jahren und weiter ziemlich rau. Aber sie haben bekannt. Sie haben ein Bekenntnis abgelegt und gesagt: Ich glaube, dass diese Sehnsucht, dass dieses „Über-mich-hinaus“, durchaus als Gott benannt und bekannt werden kann. Und dann begegnen wir Menschen im Laufe der Geschichte, die mit allen möglichen Gottheiten ihre Sehnsucht gefüllt haben, wenn Sie an die vielen Tempel in allen Ländern und in den Zeiten vor uns denken, einem Volk, das so redet, wie es eben in der Lesung uns entgegengekommen ist:

„Forscht einmal nach, von einem Ende der Erde bis zum anderen: Seid ihr je einem Volk begegnet, das sagen kann: Gott ist ihm nahe?“ (vgl. Dtn 4,32 ff.) Seid ihr je einem Volk begegnet, wo als Gottesrede formuliert ist: „So ihr mich denn von Herzen sucht, so werde ich mich finden lassen, spricht unser Gott?“ In diesem Bekenntnis ist Jesus aufgewachsen. Die Menschen der damaligen Zeit - und die Menschen Ihrer Vorfahren - haben gespürt, dass das, was uns umgibt, nicht alles von selbst erklärbar ist, und dass wir uns nicht selber gemacht haben, sondern dass es etwas Größeres gibt, und sie haben zugegriffen zu dem Bekenntnis, das ihnen überliefert wurde durch den Glauben ihrer Väter und Mütter. Anders und schlicht ausgedrückt, und das kann jeder von Ihnen wahrscheinlich so mit mir gehend sagen: Bei mir ist der Glaube nicht durch Bücher gekommen, sondern auf zwei Beinen, durch Menschen, die mir gezeigt haben: Sie glauben, sie bekennen. Sie haben das nicht immer alles verstanden, und es übersteigt auch unseren Verstand, aber sie haben glaubwürdig bezeugt: Es gibt Gott und noch mehr. Er hat sich uns gezeigt. In diesem Jesus von Nazareth hat Er sozusagen das Innerste Seiner eigenen Existenz offengelegt - nämlich: Dass Er Liebe ist, dass Er sich finden lassen kann in diesem Jesus von Nazareth. Dafür hat Er Sein Blut gegeben, das hat Er glaubwürdig bezeugt. Ja, Er ist sogar dafür gestorben, weil die Verantwortlichen Seiner Religion und Seines Volkes meinten: Wer sagt, er sei der Sohn Gottes und könne Sünden vergeben, kann nur ein Gotteslästerer sein. Und dieser Tod hat die Apostel völlig erschüttert. Und dann spüren sie: Der steht da. Der lebt. Dann gehen diese ungebildeten Fischer in die ganze Welt hinaus, die kannten wahrscheinlich keinen einzigen griechischen Philosophen, sie haben nur bekannt: Das haben wir erlebt. Und wenn es ihnen an den Kragen ging, dann haben sie dafür ihr Leben gegeben.

Es ist ja bezeichnend, dass die Apostel – außer Johannes – alle als Märtyrer verehrt werden. Auch Markus, der durchaus, wie es das Zeugnis der Schrift besagt, ziemlich ängstlich gewesen ist, und in den Reisen mit dem Apostel Paulus mit ihm aneinander geriet. Aber: Er hat dafür eingestanden. Er hat dafür bekannt: Dieser Gott lässt sich in Jesus finden, wenn ich Ihm das Herz öffne. Dann zeigt Gott nicht nur Sein Innerstes, sondern Er gibt mir Anteil. Er gibt mir Anteil an Seinem Leben, so dass in mir eine Hoffnung leben darf, die kein Betrug ist, so dass

das Leben nicht einfach absurd ist, sondern erfüllt werden kann dadurch, dass Menschen diese Botschaft aufgreifen und sie weitergeben. Das ist der Auftrag, den Jesus Seinen Jüngern am Ende Seines irdischen Daseins gibt: „*Tragt das zu allen Völkern, dass ihr Kinder Gottes und Erben Gottes seid*“ (vgl. Mt 28,20 und Röm 8,17).

Liebe Schwestern und Brüder, wir sind Erben Gottes. Dass es dann im Laufe der Geschichte unter den Gläubigen auch Erbstreitigkeiten gegeben hat, bezeugt die Vielfalt der Konfessionen. Aber wir sind Erben Gottes, d. h.: Was uns erwartet, ist viel größer als das, was wir jetzt glauben und bekennen. Bei jeder Eucharistie, die wir feiern, ist die Wirklichkeit Gottes da: Der Vater gibt Seinen Sohn, und das wirkt durch die Kraft des Geistes in jedem von uns. Und je älter ich werde, und die Tage meines Lebens sich verkürzen, darf ich spüren: Ich habe das Beste noch vor mir. Ich habe das Beste noch vor mir: Erbe Gottes und Miterbe Christi zu sein.

Liebe Schwestern und Brüder, nun könnten Sie sagen: Ja, und wenn ich das gar nicht so annehmen kann. Was mache ich mit Menschen – vielleicht Ihren Kindern und Enkeln -, für die das überhaupt nichts besagt? Dann möchte ich Ihnen aus dem heutigen Evangelium den einen Vers sagen. Jesus kommt zu den Jüngern, und dann heißt es: „*Sie fallen vor ihm nieder*“ (Mt 28,17). Sie sehen Ihn und da kommt der Satz: „*Einige aber treten in Distanz*“ (ebd.). Selbst da, wo Er gegenwärtig ist, in der eigenen Jüngergemeinde, treten sie in Distanz. Das gibt es. Und dann heißt es: „*Und dann ging er auf sie zu*“ (Mt 28,18).

Wenn Sie Ihren Kindern und Enkeln den Glauben weitergeben, wenn Sie, liebe Jugendliche, in Distanz treten, dann gönnen Sie Ihm zumindest die Chance, dass Er auf Sie zutreten kann, und dass Er auch zu Ihnen sagt: *So ihr mich denn von ganzem Herzen sucht, so werde ich mich finden lassen, spricht unser Gott.*“

Amen.